Zeitschrift: Film und Radio mit Fernsehen
Herausgeber: Schweizerischer protestantischer Film- und Radioverband
Band: 10 (1958)
Heft: 22

Artikel: Auf der heiteren Lebensseite
Autor: [s.n.]
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-963440

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 06.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

AUF DER HEITEREN LEBENSSEITE

ZS. In einem kleinen Vorstadtkino von Paris versammelten sich kurz nach dem Kriege eine Anzahl Filmverleiher. Einem Schauspieler-Komiker namens Jacques Tatischeff, der bis anhin nur einige kleinere Dokumentarfilme verbrochen hatte, war es mit viel Anstrengungen und dem Versprechen eines reichen Buffets gelungen, sie dorthin zu bringen und sich einen von ihm geschaffenen, komischen Spielfilm anzusehen. Sie machten sich keine Hoffnungen, gute, abendfüllende humoristische Filme waren schwierig herzustellen und deshalb selten, so selten, wie sich eben gute Humoristen finden. Nach der Vorstellung mussten sie jedoch zugeben, 37 Sekunden nach Beginn zu lachen begonnen und bis zum Schluss kaum mehr aufgehört zu haben. Der Entscheid über den Film "Jour de fête" war gefallen, und sein Urheber Jacques Tati konnte die Kosten des Buffets getrost auf sich nehmen, er würde ein Vielfaches davon wieder einnehmen. Als er jedoch einen weiteren Film "Die Ferien des Herrn Hulot" herausbrachte, meinten die gleichen Verleiher, "Jour de fête" könne ein Zufallstreffer gewesen sein, und eine Schwalbe mache noch keinen Sommer. So musste er diese Probevorführung sogar nach der Provinz verlegen, weil sich in Paris kein Kino fand. Heute hält dieser Film in Amerika den Kassenrekord für ausländische Filme und steht in Frankreich überhaupt an der Spitze. Um den dritten, neuesten Film haben sich die Verleiher dann allerdings gestritten, als die Dreharbeiten für "Mon oncle", wie er heisst, noch kaum begonnen hatten.

Die reifen Filmfrüchte sind Tati nicht von selbst in den Schoss gefallen. Von zu Hause brachte er eine ausgesprochene Fähigkeit zur Imitation von Personen mit, verbunden mit einem sichern Sinn für komische Wirkungen. Wer ihn nicht näher kennt, merkt ihm diese Talente allerdings kaum an, denn in Gesellschaft schweigt er gewöhnlich beharrlich. Sagt sie ihm jedoch zu, taut er auf, so pflegt er bekannte Persönlichkeiten der Politik und des kulturellen Lebens in einer unvergleichlich komischen Art zu imitieren. Niemand hätte dies bei ihm vermutet, stammt er doch aus einer aristokratischen, russischen Diplomatenfamilie; sein Grossvater war Botschafter Russlands in Paris, einem der wichtigsten, diplomatischen Posten, die das russische Reich zu vergeben hatte. Infolge der Revolution starb er jedoch arm in Paris, und die Nachkommen mussten sich in sehr bescheidenen Berufen durchschlagen. Tati sang zuerst in kleinen Cabarets und spielte dort selbsterfundene Sketsche, als Tristan Bernard seine Fähigkeit zur Karrikatur erkannte und ihn auf diese Bahn brachte. Es war ein hartes Leben, die Bühneleitungen schätzten ihn nicht besonders, aber es war immer das Publikum, welches Tati zur Anerkennung verhalf. Schon von Jugend auf hatte er davon geträumt, einen Briefträger, der ihm aufgefallen war, auf die Leinwand zu bringen, doch vergingen zwei Jahrzehnte, bis er das Geld dafür auftreiben konnte. Es reichte nur zu kurzen Dokumentarfilmen.

Der zweite Weltkrieg warf ihn aus dieser Bahn, ja, es wäre ihm beinahe schlimm ergangen. 1940 auf dem Rückzug von seinem Truppenteil abgesprengt, mit Uniformstücken verschiedener Herkunft notdürftig bekleidet, ohne Ausweise, wurde der Sergeant Tatischeff von der Heerespolizei als verdächtiger Spion aufgegriffen und zum Erschiessen verurteilt, als erst ganz kurz vor der Exekution die Bestätigung eintraf, dass es einen solchen Sergeanten tatsächlich gab. Tati bemerkte dazu, dass dies die einzige Lage in seinem Leben gewesen sei, in welcher er nicht mehr zu lachen vermochte.

Zur angeborenen Begabung tritt aber noch eine grosse Exaktheit bei der Arbeit. 6 Monate schloss er sich in eine Art Zelle ein, um das Drehbuch für "Mein Onkel" fertigzustellen. 8 Monate nahm er sich Zeit für die Dreharbeiten, und 10 Monate benötigte er für die Montage und die Tonaufzeichnung, die er jeweils getrennt vornimmt, um sie dann mit mikroskopischer Präzision dem Bildstreifen einzufügen.

Dieser Tati hat kürzlich die ihm von der Regierung verliehene Ehrenlegion mit einem höflichen Schreiben zurückgewiesen. Einem waschechten Franzosen wäre das übel bekommen. "Film und Ehrenlegion gehören nicht zusammen", bemerkte jedoch Tati. "Mein Ideal ist es, die Leute lachen zu sehen und mit den Händen in der Hosentasche vergnügt weiterzugehen. Wie könnte ich dies fortsetzen, wenn ich im Knopfloch das Band besässe? Die Oeffentlichkeit, die einige Zeit zögerte, weil sie in der Ablehnung eine Verachtung der Ehrenlegion vermutete, hat ihm sein Verhalten inzwischen verziehn und "dem lustigen Kauz" unter den Filmproduzenten die Gefolgschaft nicht verweigert.

GERMI UEBER SICH SELBST

ZS. Wir besitzen nicht sehr viele Selbstzeugnisse von Regisseuren. Gewöhnlich ergreifen diejenigen das Wort, die irgendwie versagt haben, um sich zu rechtfertigen. Das hat Germi, auch wenn er nicht zur allerersten Garnitur des Neorealismus gehört, keinesfalls notwendig. Seit seinem "Ferroviere" ("Der Eisenbahner"), wo er eine bemerkenswerte, psychologische Vertiefung erreichte, nimmt er im italienischen Film eine anerkannte Stelle ein. Dass sein neues Werk "Der Mann aus Stroh" kein gleichartiger Kassenschlager zu werden scheint, ist nicht seine Schuld, der Film ist besser als sein Ruf.

Germi erzählt, dass er einst nur als Schauspieler in die römische Akademie zugelassen wurde, da in der Abteilung für Regisseure kein Platz mehr leer stand. Er besuchte jedoch verbotenerweise nur die Kurse für Regisseure, arbeitete auch nachher sogleich als Regieassistent. Mario Soldati bot ihm jedoch bald eine Rolle in seinem Film "Flucht nach Frankreich" an. Germi gab darin sein Bestes, war aber nach Besichtigung des Films schwer über sich enttäuscht und schwur, nie mehr als Schauspieler aufzutreten. Er hat sich daran gehalten, bis er im "Eisenbahner" Spencer Tracy nicht für die Hauptrolle gewinnen konnte. Da spielte er die Rolle selbst, und wer ihn darin sieht, kann kaum begreifen, dass ihm dabei ständig unheimlich zu Mute war, und er sich jeweils vorher in einer Osteria im Trastevere Mut antrinken musste. Wenn er den Platz des Regisseurs bei den Aufnahmen verlassen musste, um mitzuspielen, hatte er stets das Gefühl, dass alle Anwesendem vom Operateur bis zum Kulissenschieber sich als Regisseure fühlten und nur darauf warteten, wie lange es gehe, bis der Regisseur Germi dem Schauspieler Germi wegen einer Haltung oder einer Gebärde Vorhaltungen mache. Er musste während des Spiels innerlich die beiden Aufgaben vereinen, damit sie sich nicht in die Quere kamen, und keine Spannung und Unsicherheit nach aussen sichtbar wurde. Dass ihm dies mit Erfolg gelang, weiss die Welt. Er hat denn auch verschiedene Angebote für Filmrollen, in denen andere Regie führten, abgelehnt.

Die immer brennendere Frage des Einflusses des Fernsehens auf den Film macht ihm keine Sorge. Er glaubt, dass das Kino dem Publikum immer ein vom Fernsehen ganz verschiedenes Schauspiel zu bieten vermöge. Das Fernsehen müsse auf der ganzen Welt einschränkenderen Bestimmungen, einer schärfern Zensur unterworfen werden als das Lichtspieltheater. Gerade sein Vorteil, dass es in jede Familie eindringe, bedinge auch seine Schranken; es könne nur Programme senden, die auch von Halbwüchsigen eingesehen werden dürften, typische, harmlose Familienprogramme, die auch hinsichtlich der Verständlichkeit keine allzu grossen Anforderungen stellten. Gewiss würden die Fernsehschirme immer grösser, panoramischer, die Bilder immer besser, bald auch farbig, der Ton stereofonisch, alles fer-

(Fortsetzung Seite 8)